

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 105.

Donnerstag, 6. Mai.

1915.

(12. Fortsetzung.)

Klippen. Roman von Helene Schede-Heller.

Nachdruck verboten.

So rasch, wie sie, konnte er nicht halt machen und umkehren.

Das Glück, von dem sie sprach, hatte auch er vermisst — jahrelang — sich danach gesehnt — täglich — ständig, so daß er darüber ein einsamer, in sich gelehrter Mann geworden war — bis — er der Frau begegnet war, die ihm dies Glück geschenkt hatte.

Nun besaß er es. Nun war er reich. Er fühlte, daß es sein ganzes Leben ausfüllte — wußte aber auch, daß es nur Glück war, wenn es aus ihrer Hand kam, daß nichts sie ihm ersezten könnte.

Erna merkte nicht, daß er die Antwort ihr schuldig blieb, so tief war sie selbst in ihre Gedanken versunken. Sie fuhr fort:

„Wir haben uns so lange so fern gestanden. Nun soll es anders werden. Ich werde dir alles: Frau — Geliebte — Freundin sein. Das konnte ich früher nicht verstehen; ich war zu jung und unerfahren dazu. Aber Ethel hat mir die Augen geöffnet.“

Sie kam ihm wieder näher und fuhr liebkosend über seine Haare.

„Nicht nur — ich darf dir jetzt alles sein; du wirst sogar Gilde Roswald nicht mehr brauchen — —.“

Sie hatte ohne Überlegung, ohne Eifersucht den Namen ausgesprochen — aber — hätte sie nun in seine Augen geschaut — sie wäre erschrocken.

Instinktiv zog er sich von ihr zurück und tiefer noch in sich hinein.

Zum war, als sei plötzlich ein rauher Wind über den Frühling in seinem Herzen gefegt. Wie Frost lag es in seinem Gesicht — nur in den Augen das Flammen und Lodern.

War Erna eifersüchtig geworden? Wollte sie die Freundschaft zu Gilde aus seinem Leben streichen und war sie darum plötzlich so freundlich und zärtlich geworden?

Er spürte das Zögern und lehnte sich auf. Misstrauisch sah er zu ihr hinüber — bereit, den Kampf aufzunehmen und seine Rechte sich zu wahren.

„Wie meinst du das?“ fragte er und zwang sich zu einem gleichgültigen Lächeln.

„Verstehst du's nicht, Hans? Sieb will ich dich haben. Da ist nichts anderes daran zu erklären.“

Ihre Erregung hatte sich gelegt. Sie hatte den Waffenstillstand mit ihrem Gewissen geschlossen und war nun wieder ganz ruhig geworden.

Er konnte nicht der raschen Entwicklung ihrer Empfindungen folgen, weil er nicht die Quelle kannte, aus der sie entsprungen; aber als er sie anschaut, fühlte er, daß sie Gildes Namen leicht hin, ohne Ziel und Absicht ausgesprochen hatte.

Sie war nicht zum Angriff vorgeschritten. Hatte nicht sein Glück ihm entreichen wollen — —

„Ich glaube, Ernie, du hast recht. Ethel scheint Wunder an dir gewirkt zu haben“, sagte er, freundlich lächelnd, mit dem festen Vorsatz, nun auch ihr entgegenzukommen und ihr so viel zu sein, als er es vermochte.

Auch sein Gewissen hatte sich leise geregt. Aber er beschwichtigte es.

Ein guter Mann wollte er ihr sein — nur auf Gilde konnte er nicht verzichten.

Das Opfer durfte sie nicht von ihm verlangen. Das würde er ihr nie bringen können.

IX.

Der graue Novembertag lagerte über Berlin.

Ein feiner Regen fiel und ließ an den entblätterten Bäumen auf den Anlagen rieselnde Schauer herablaufen.

Seit Tagen herrschte der kalte Nebel, der von draußen in die festverschlossenen Häuser sich schllich und die Räume mit einem Gefühl von Ode und Verlassenheit erfüllte, das wie ein Alpdruck auf der Seele lastete.

Erna lechzte nach Licht — Wärme — Berstreuung. Das Haus erschien ihr so groß — so leer. Sie flehte ihren Mann an: „Nimm mich mit, wohin du willst — las uns nach dem Süden gehen, daß ich wieder sonniges Leben und frohe Menschen sehe.“

Er warf ihr vor, daß sie so sehr von äußeren Stimmungen abhängig war und es nicht verstand, ihr Leben so auszufüllen, daß es dem Sturm und der Sonne standhalten konnte, ohne daß es immer zu ihrem Glück einer äußeren Anregung bedürfe.

Er wußte nicht, was sie quälte. Hatte schon nicht verstanden können, warum sie sich so sehr gegen die Rückkehr nach Berlin gesträubt und so lang wie möglich den Aufenthalt im Rauental ausgedehnt hatte.

Er ahnte nicht, daß diese grauen Novembertage für seine Frau das Haus mit Gespenstern bevölkerten und sie nicht auszugehen wagte aus Furcht, dem Manne zu begegnen, den sie floh.

Im Rauental waren die bösen Erinnerungen gewichen — die Kindheit verblaßt — sie hatte fast vergessen, was sie vergessen wollte. Sie war wieder ihr altes Selbst geworden — die Beziehungen ihrem Manne gegenüber waren in die früheren Geleise zurückgekehrt.

Sie hatte dahingelebt wie der Kranke, dessen Schmerzen einen Augenblick durch Linderungsmittel gestillt worden sind. Einmal aber kommt doch das Erwachen und mit ihm die Qual. Sie mußte ihrem Manne nach Berlin folgen, mit der Sorge im Herzen und der Unruhe im Gewissen.

Zweimal hatte Reimer ihr geschrieben — flehende Briefe, die von Liebe überflössen. Sie hatte nicht geantwortet — sträubte sich, den Kampf aufzunehmen — einen Entschluß zu fassen — suchte auszuweichen — sich zu betäuben und schlief jeden Abend ein mit der Furcht, der kommende Tag könnte die Entdeckung dieser Schuld mit sich bringen.

Wäre sie stärker gewesen, sie hätte die Initiative ergriffen und Reimer gebeten, seine Verfehlung in eine andere Garnison zu beantragen — sie hätte auf seine stürmischen Fragen ein klares, unwiderrufliches „Nein“ geantwortet, und er hätte gewußt, woran er war,

Dennoch dazu fand sie nicht den Mut. Scheute die Folgen dieses entscheidenden Schrittes. Neiner war in einem Ausbruch von Leidenschaft und Enttäuschung zu allem fähig — sie mußte abwarten, bis auch in ihm das Feuer sich abgebrannt hatte.

„Ihr Herz war wie ein Chaos von widerstreitenden Gefühlen — Haß — Liebe — Zorn — Gewissensbisse durchwogten es — und sie versuchte trotzdem, gaukeln darüber hinwegzukommen, statt zur Klarheit und zum Entschluß sich durchzuswingen.

Denn sie war ein Sonnenschmetterling — nicht geschaffen für Sturm und Klippen.

Vierzehn Tage waren seit ihrer Rückkehr nach Berlin verflossen.

Da bemerkte Erna, daß ihr Mann finster und in sich gefehrt dahinlebte; nur Augenblicke hellte sich sein Gesicht auf — aber selbst darin lag ein gewisser Zwang, als suchte er einen peinigenden Gedanken abzuschütteln, der gegen seinen Willen immer wiederkehrte.

„Was ist dir, Hans?“

Wie oft schwieg die Frage auf ihren Lippen, und wenn sie sie aussprechen wollte, schürzte die Angst ihr die Kehle zusammen.

Hatte er etwas erfahren, das sie betraf? Hegte er Argwohn und suchte er ihn zu verbergen, weil Beweise ihm fehlten und er nicht durch eine unbegründete Furcht eine unübersteigbare Scheidewand zwischen ihnen aufwerfen wollte?

Manchmal schien es, als mache auch er einen Anlauf zum Sprechen, als suchte er die huschenden Schatten zu greifen und festzuhalten, um ihnen ins Gesicht zu schauen — aber irgendwie blieb es auch bei ihm immer nur beim Entschluß. Er fand die Worte nicht, die ihn von seinen Befürchtungen und Mutmaßungen befreien sollten.

Er schalt sich einen Tor.

Gleich nachdem er es gelesen hatte, war das kleine Kärtchen mit der verstellten Handschrift zerrissen und ins Feuer geworfen worden.

Wie hatte er es mit seinen erregten Händen zerknüllt — mit welcher Wut es den Flammen übergeben.

Ein Ekel hatte ihn geschüttelt.

Wie gemein war der Zettel geschrieben — Haß — Eifersucht hatten ihn dictiert — das konnte er aus jeder Silbe herausfühlen — keine Tatsachen — keine Namen — nur hinterlistige Andeutungen und gehässige Anschwärzungen. Dabei ein fehlerhaftes Deutsch — der Stil einer Köchin, die sich von ihrem Liebsten betrogen weiß und der Nebenbuhlerin einen Drohbrief schreibt. Keine Unterschrift — kein Datum — der Poststempel lautete aus Berlin.

Er schenkte den bösen Worten keinen Glauben — er hätte sich als Ehrenmann vor sich selber schämen müssen, hätte er diesen namenlosen Brief Erna gegenüber auch nur erwähnt.

Er traute ihr. Wohl flatterte sie leicht beschwingt durchs Leben — aber sie war seine Frau — sie trug seinen Namen — sie liebte ihn, so viel sie eben einen Menschen lieben konnte —, sie wäre nie fähig gewesen, das alles zu vergessen und sich eines Vergehens schuldig zu machen, wie es im Briefe angedeutet war.

So schüchte er sie selbst in seinem Herzen vor dem Misstrauen, das vielleicht doch in ihm hätte aufsteigen können — sagte sich einmal ums andere, daß sie in ihrer Art an ihm hing und übrigens gerade in Scheveningen so behütet und bewahrt worden sei, daß dort ein Fehltritt schon gar nicht möglich gewesen wäre.

Er kannte ja Ethel und wußte, was für ein guter, zuverlässiger Mensch sie war — in besserer Hüt hätte Erna sich nicht befinden können.

Das alles redete er sich vor.

Und doch — irgendwie konnte er den verleumderischen Zettel nicht vergessen. Das Papier hatten die Flammen verzehrt. Die Worte hatten sich ihm ins Gedächtnis gebrannt.

Wollte er nun rütteln und schütteln — die Gedanken ließen sich nicht abwerfen.

Er war von Ernas Unschuld überzeugt — aber die Ehre eines Mannes ist solch feiner, heller Kristall, daß ein Hauch ihn trüben, eine Nadel ihn rühen kann.

Wollte er es sich zugeben oder nicht — er konnte nicht die boshaften Worte aus seinem Gedächtnis schaffen — sie kehrten wieder und wieder zurück und nagten an seiner Seele.

Weil er sich schämte, auf einen Brief hin, den er ignorieren wollte, gegen seinen Willen solch leisen Verdacht zu hegen, suchte er es an ihr durch freundliche Worte und Aufmerksamkeiten wieder gut zu machen und vermochte doch nicht das Unbehagen zu verscheuchen, das über ihnen lastete.

Da — eines Abends, als sie beim Briefschreiben an ihrem Schreibtisch saß, fragte er sie ganz unvermittelt, was sie von anonymen Briefen dachte.

„Ihr war, als stände ihr Herz still.

Das Furchtbare war gekommen.

Sie konnte nicht mehr ausweichen.

Er wußte alles.

Und nicht sie — jemand anders — hatte es ihm gesagt.

Sie schaute zu ihm hinüber und zwang sich zu einem mechanischen: „Wie meinst du das?“ Dann wandte sie wieder den Kopf um und blickte auf den begonnenen Brief.

Er versetzte nach einigem Zögern kurz entschlossen: „Ich will es dir sagen, Erna; aber du mußt schon im voraus mir verzeihen, daß ich es dir erzähle.“

Sie war ganz blaß geworden. Die Feder in ihrer Hand zitterte.

Er merkte es nicht, weil sie ihm halb den Rücken zukehrte.

„Ich will es dir sagen, weil es mich plagt, und ich keinen anderen Weg weiß, um wieder ruhig zu werden. Ich habe einmal einen anonymen Brief erhalten, der viele boschaste Andeutungen enthielt über die Frau, die meinen Namen trägt und an meinem Herde waltet —.“

Er hielt inne, so erregt war er, so schämte er sich vor seiner Frau, diese Worte auszusprechen.

Sie regte sich nicht — aber hätte er jetzt in ihr Gesicht schauen können, er wäre erstickt vor dem wilden Kampf, der darauf sich abspielte und die zarten, kindlichen Züge entstellte.

Sie dachte: „Jetzt — jetzt es ihm sagen — jetzt ist es noch Zeit — und wenn ich es ihm aus mir herausbekenne, wird er verzeihen —“

(Fortsetzung folgt.)



Ich habe das Vertrauen, daß Gott dies Deutsche Reich, das mit soviel Schmerzschlägen und Blutverlusten auf dem Schlachtfelde zusammengefügt und gegründet ist, doch nicht wieder zerreißen lassen, sondern auch für fernere Zeiten zusammenhalten werde.

Bismarck.

Ein deutsches Stimmungsbild aus Chile.

Dem Briefe eines deutschen evangelischen Auslandsgeistlichen in Contulmo (Chile) an seine Angehörigen vom Dezember v. J. entnehmen wir nachstehende Ausführungen, die trotz der geraumten Zeit, die seit ihrer Auffassung verstrichen ist, noch nichts an zeitgemäßer Bedeutung eingebüßt haben dürften.

„Eins beflüge und bedanere ich von Herzen, daß wir Deutschen hier, und ich besonders, abseits sitzen müssen, während bei Euch drüben die Geschichte oder das Weltgericht seinen Gang nimmt. Das ist furchtbar, von hier aus untätig, tatlos zuschauen zu müssen, während bei Euch etwas geschieht, das die Welt noch nie gesehen. Zurückbleiben müssen, ausgeschlossen sein, wenn es einen mit allen Hasern hinüberzieht, wenn man Tag und Nacht an nichts anderes mehr denkt als an das eine Wort: „Krieg“, das ist schrecklich. Es geht mir ja nicht allein so, gleich mir denken ungähnliche Ausländer Deutschen. Man schämt sich fast vor sich selber und hat nicht

viel Trost darin, daß man hier auch für die große deutsche Sache tätig ist, daß unsere Deutschen hier ihre Kraft und ihre Mittel sparen müssen, um sofort nach Kriegsbeendigung dem deutschen Markte zu Hilfe zu kommen. Glaube nur niemand, daß wir hier draußen einen Vorteil haben, daß wir es als eine besondere Vergünstigung des Schiedes ansehen, fern von den Kriegswirren ungefährdet und ungestört leben zu können; wir hier empfinden anders; was anfänglich als Gunst erscheinen könnte, erscheint uns als Härtz und unerträglicher Zwang.

Außerdem leiden wir unter dem Kriege auch in einer doch vielleicht unerklärlichen Weise. War vorher schon auf dem Weltmarkt eine Krise, so herrscht sie jetzt in diesen südamerikanischen Staaten in einer Weise, die bei Euch sich niemand träumen läßt. Es ist ja erklärlich und nicht unverständlich, daß die Sympathien aller dieser Staaten auf Seiten der Engländer sind, die, obwohl persönlich dem Romanen in ihrer Unnachbarkeit unsympathischer als die Deutschen, doch den Nimbus des größten, hellsten Volkes haben und es mit anerkannten Werter, allerdings auch struppelosen Geschicklichkeiten vom ersten Tage des Krieges an verstanden haben, alle Welt über die wahren Ursachen zum Kriege zu täuschen und die „Hunnengelüste“ des deutschen Volkes hier in Südamerika, besonders Brasilien, Argentinien und Chile, in einer ganz besonderen Art zu verbreiten, so daß schließlich die allgemein in ganz Amerika herrschenden Antipathien gegen Deutschland nur zu begreifen waren.

Sohaarsträubend waren die Nachrichten, die unsere großen amerikanischen Blätter brachten und z. T. noch bringen, daß man es drüben nicht für möglich halten würde. Zu Hunderten könnte ich sie aufzählen, diese Bügen, die wir in den größten unserer Zeitungen hier fortgesetzt lesen, ohne daß je ein Dementi erfolgt.

So war die Stimmung nicht für uns, und illustrierte Zeitdräger und Minos sorgten dafür, daß alles auch möglichst plastisch und drastisch dargestellt wurde. Man hätte darüber bezweifeln können. Es war kaum zu glauben, dieser Umschwung in so kurzer Zeit. Drei Monate vorher hatte das chilenische Volk noch in einer hier in Südamerika noch nie dagewesenen Begeisterung dem Prinzen Heinrich und seiner Gemahlin die Pferde ausgespannt, hatte, als im April das deutsche Geschwader da war, die Leute in einer Weise gefeiert, wie nie zuvor, Extrazüge mit deutschen Matrosen auf offener Strecke mit Gewalt zum Halten veranlaßt, nur um die „alemanes“ mit Blumen und Früchten zu beschönigen. Die englische Stimmungsmache hat erreicht, daß alles, aber auch alles vergessen wurde.

Allmählich bereitete sich aber ein großer Umschwung vor. Der Stolz unserer Deutschen erwachte. Es war in jenen ersten Augusttagen wie eine Beläutung über alle gekommen. Man erschien nun förmlich über all das Erlebte. Man wuchs auch hier in seiner Vaterlandsliebe, in seinem Vertrauen zu Kaiser und Reich, man wuchs an sich selbst, so wie auch uns unser Deutschland nie größer erschienen ist, denn in jenen Tagen.

Als nach Durchschneidung der Kabel alle Nachrichten von Deutschland ausblieben, wurde von zielbewußten Deutschen sofort ein Kabeldienst nach Nordamerika eingerichtet, dessen Nachrichten unter ungeheueren Kosten in alle Ecke hineingeleitet wurden, um den englisch-französischen Lügen zu begegnen. Wenn wir auch weit vom Kriege entfernt wohnen, haben auch uns diese Kriegsmonate vieles erleben lassen, was einem unvergleichlich bleiben muß. Die anfängliche Beläutung ging bald bei unsrer Landsleuten in strahlende Begeisterung über. Die Listen der Wehrpflichtigen und Kriegsfreiwilligen, die bei den zuständigen Konsulaten aufgelegt wurden, füllten sich mit Tausenden von Namen; wir hätten getrost Mannschaft für einige Regimenter zusammengebracht hier in Chile, wenn nicht die Engländer gewesen wären. So mußte man warten, bis günstige Gelegenheit zur Überfahrt kommen sollte; aber sie kam nicht. Deutsche Offiziere, hier im Lande in den verschiedensten Berufen tätig, arbeiteten Bläne aus, um auf mehreren der vielen, hier in chilenischen Häfen stillliegenden deutschen Dampfern Heimatsporten nach drüben zu führen; aber sie verböten sich von selbst. Nur Junggesellen, die frei und bemittelt waren, suchten Reisegelegenheit, die schwierige Fahrtüberschreitung der Hochfördilleren im Schne nicht scheuend, nach drüben. Viele kamen an, unter ihnen auch der junge Pfarrer von Santiago, ein Andernacher Kind; noch mehr aber fielen unterwegs den Engländern in die Hände und sitzen jetzt auf Gibraltar oder irgend einer Insel des Atlantico.

Übrigens sind auch unter den Chilenen schon vielen die Augen aufgegangen. Sie sehen jetzt, wer ihr wahrer Freund ist, und es ist nicht mehr so selten, daß sich öffentlich Sympathien für Deutschland zeigen. Vor allem das Heer, das ja

völlig deutsch organisiert ist, neigt allgemein zu uns. Zwei deutsche und zwei in spanischer Sprache erscheinende Tageszeitungen geben sich alle Mühe, aufklärend für unsere Sache zu wirken.

Die Tatsache, daß die Deutschen trotz aller englisch-französischen Siegesmeldungen im Westen wie im Osten sich siegreich im Feindeland halten, daß es weder an der West- noch Ostgrenze den Feinden gelungen ist, dauernd deutschen Boden in Besitz zu nehmen, macht doch Eindruck, wenn auch die Zeitungen, die spanischen wenigstens, immer noch mit der Zukunft drohen, die für uns die vernichtenden Schläge bringen soll. Wir Deutschen glauben nicht daran, das Wort vom „Durchhalten“ ist ebenso unser Eigentum geworden wie Eures.

Heute fühlen auch wir Pfarrer und Lehrer hier draußen etwas davon, daß wir hier nötig sind, unseren Leuten ihren Glauben an Gott und an die Bestimmung unseres Volkes zu erhalten. Wenn man schon nicht einmal aktiv mitkämpfen kann, ist es wenigstens nicht vergeblich gewesen, hier zum Ausschalten, zum Glauben gemacht zu haben.

Und nun schütze Gott Euch und das liebe deutsche Vaterland!



Aus der Kriegszeit.

Meine Reiseerlebnisse. (Originalbrief.) Behn Jahre reiste ich durch fremde Länder, und noch nie wurde mir der Abschied aus meiner lieben Heimat so schwer, wie dieses Mal im Jahre des Weltkrieges. Und noch nie wurde ich als Deutsche mit so viel Interesse und Sympathie begrüßt und begleitet, wie es kürzlich auf meiner Reise durch die Schweiz, Italien und Spanien der Fall war. Zuerst einige Schweizer, die natürlich die höchste Bewunderung unserem tapferen Heere zollten. In Italien, Mailand war mein erster Aufenthalt, bemächtigte sich meiner schon bei Ankunft eine mir unbekannte Beängstigung, und mein erster Ausgang nach der Stadt ließ mich die Ursachen schnell erkennen. Unruhen, Aufzehr überall, und als ich in einem Papierladen Postkarten kaufte, war mir die Ursache schnell klar. Patriotische Postkarten; in einem sehnsuchtsvollen Bieder wünschen sie Friede zurück. Also gegen Österreich, was man auch ständig nenne hörte. Auf der Fahrt Mailand-Genua versicherte mir ein junger vornehmer Italiener, der seine Studienzeit in Deutsch land verbrachte, daß die Regierung, der Militarismus sowie die gebildete Klasse alle auf Deutschlands Seite stehen. In Genua, nur durch Äußerlichkeit meine Nation kennzeichnend genügte, um mehr als eine Niederträchtigkeit anhören zu müssen, und in einem Laden meinte man spöttisch, ich könne mir ja über Paris in Berlin das Nötige verschaffen, hier habe man nichts für uns zu suchen. Tedesco? hörte man überall verwundert; ja, wir sind es, und mit welchem Stolze es zu sein! Endlich konnte ich dieses Land zu Schiff verlassen, und nach 24stündiger unbehelligter Fahrt kam ich glücklich in Spanien wieder an. Nun, hier wurde ich für alles über alle Erwartungen entzweitigt. Nach viertägigem Aufenthalt in Barcelona, wo ich deutschfreundliche Stimmung vorfand, reiste ich über Saragossa nach Bilbao. Begleitete mich da ein Ehepaar, waren schon geraume Weile stumm beisammen, während ich deutsche Zeitungen las. Sichtlich steigerte sich des Herrn Interesse, bis er mich endlich als Deutsche herzlich willkommen hieß und sprach seine Bewunderung über unser glorreiches Deutschland aus. Und nun erzählte er mir sein Reiseziel. Der Herr, ein Argentinier, seine Gemahlin eine geborene Italienerin, lebten ein Jahr in Italien, stießen aber in letzter Zeit, häufiger denn je, mit Verwandten und Freunden daselbst auf so heftigen Wortwechsel betreffs der Kriegsfrage, daß ihm diese deutschfeindliche Umgebung lästig wurde. Auch habe er keine Lust, dem Staate so hohe Steuern zu zahlen, um die Kriegsrüstung gegen Deutschland zu fördern. Aus diesem Anlaß nun kam er nach Spanien, um sich in San Sebastian niederzulassen. Ich erzählte ihm nun bis ins kleinste unsere herrlichen innerlichen und äußerlichen Errungenschaften unseres lieben Vaterlandes. Und da ich dieselben in spanischer Sprache gedruckt bei mir führte zur Verteilung, so übergab ich ihm zur Weiterverbreitung meine Kriegsberichte. Auf der Weiterfahrt gesellte sich noch ein Herr zu uns, und in wenigen Minuten waren die Herren in lebhafter Unter-

haltung, besser gesagt in heftigem Wortwechsel, indem er Deutschland wie sein eigenes Vaterland verteidigte. Ich saß nur stumm von Stolz beseelt dabei, und wie wohltuend in dieser schweren Zeit, so viel Sympathie und Schuh zu finden, was einem über jedes persönliche Schwere hinweghelfen kann. In Madrid nun angelangt, fand ich eine allgemeine Begeisterung vor. In einer mir daselbst sehr bekannten spanischen Familie fand ich gleich beim Empfange das Bild des Kaisers und Hindenburgs vor, und die jungen Leute trugen als Kravattennadel des Kaisers Bildnis, und ich selbst wurde gleich mit einer solchen bedacht. Den Enthusiasmus in einem Jesuitenloster kann ich nicht beschreiben, als ich, aus Deutschland kommend, vorsprach. Zwei Stunden mochte ich erzählen, und mit einem kräftigen „Viva Alemania, Viva el Kaiser, Viva Hindenburg!“, ging ich glücklichen Herzens weiter. Die Klosterfrauen waren nicht weniger begeistert. Überall, wo ich mich als Deutsche nannte, standen mir Türen und Herzen offen. Ja, es ist zur Mode geworden, daß man jetzt nur deutsche Damen in Familien nehmen will, wohl als Vorbild der Zivilisation. Und so verbannte ich meine glückliche Lebenswende, indem ich in einem Hause tätig bin, um meine Mutter-sprache zu erteilen, noch dazu in einem solchen, wo das Familienoberhaupt einer mir feindlichen Nation angehört, und die fünfköpfige Familie für Deutschland Ehre schwört. Und meine beiden jungen Schüblinge für unsere Tapferen stritten helfen. Möge es sie auf dem Schlachtfelde nicht mehr erreichen und sie es im Frieden bemühen können. Gebe Gott, daß wir ausgelitten haben, dafür bete ich, und wie ich aus vielen Erfahrungen noch weiß, ganz Spanien mit uns.

Der Krieg und das Wetter. Dass die Weltgeschichte manchmal einen anderen Gang genommen haben würde, wenn bestimmte Elementareignisse ausgeblieben wären, belegt Professor Otto Bauchin durch eine Reihe von Beispielen in seiner Studie über den Krieg und das Wetter, die er im Maiheft der „Deutschen Rundschau“ zu Ende führt. Allbekannt ist der Untergang der spanischen Armada, die König Philipp II. im Sommer 1588 zur Eroberung Englands ausgesandt hatte. 120 Kriegs- und Transportschiffe führten etwa 20 000 Soldaten, 10 000 Seesleute, 2680 Kanonen und Mündvorräte für sechs Monate mit sich. Ein schwerer Südweststurm brang die Flotte in die Nordsee, und der Oberbefehlshaber, Herzog Medina Sidonia, versuchte bei andauernd stürmischem Wetter nun nördlich um Großbritannien herum nach Spanien zurückzukehren. Als er im September den Hafen von Santander erreichte, hatte er 72 große Schiffe, viele kleinere Fahrzeuge und 10 185 Mann verloren. Auch spätere Unternehmungen der Spanier gegen England wurden durch Stürme vereitelt. So verlor 1597 eine zweite Armada viele Schiffe in der Bucht von Vizcaya, und die dritte spanische Armada geriet im Jahre 1719 in einen zwölf Tage dauernden Orkan, und nur zwei Fregatten gelangten an die Küste von Schottland. Eine französische militärische Expedition, die im Dezember 1796 Island besetzen sollte, erreichte die Bantay-Bucht; aber sie wurde durch eine ununterbrochene Folge von Stürmen und Nebel gehindert, am Land zu gehen. Aus bent gleichen Grunde wurde eine mächtige holländische Flotte mit 30 000 Mann an Bord, die mit den Franzosen zusammenwirken sollte, zur Untätigkeit verurteilt. So ging damals die Gefahr für England vorüber; wer weiß, ob wir heute um unsere Existenz kämpfen müchten, wenn den Spaniern oder Franzosen nur einer ihrer Landungsversuche in England gelungen wäre. Die Stürme sind häufig noch von schweren Wollenbrüchen begleitet, und, beide vereinigt, können außerordentlich verheerend wirken. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1541 ein Heer von 22 000 Mann, darunter die Blüte des spanischen und italienischen Adels sowie der Malteserritter, nach den algerischen Küste übersetzte, wurden die Schiffe von einem Sturm erfaßt, und während der Landung nahe bei Algier nahm das Unwetter so zu, daß 15 Kriegsschiffe und 100 Transportschiffe mit etwa 8000 Seesleuten forttrieben, während am Lande eine gewaltige Wasserhose über das Lager zog und große Opfer forderte. Riesige Wassermassen stürzten vom Himmel, zahlreiche Leute wurden fortgeschwemmt, und ein großer Teil der Truppen ertrank. So bildeten die Seestürme ein besonderes Kapitel der Kriegsgeschichte, und ihre Wirkungen sind keineswegs auf das Meer beschränkt. Schon Scipio Africanus verankte die Eroberung Neu-Karthagos lediglich dem starken und

ständigen Landwinde, der damals herrschte. Mit schärfem Blick erkannte er, daß der Wasserstand in der mit dem offenen Meere in Verbindung stehenden Lagune, die die Mauern der Festung bespülte und für ein Landheer unangreifbar mache, bei diesem Winde bedeutend niedriger sein mußte als gewöhnlich, und so konnte er mit einem Teil des Heeres das seichte Wasser durchwaten und die an jener Stelle schlecht verteidigten Wälle erstürmen. Einen der in der englischen Geschichte am meisten gefeierten Siege erfocht Eduard III. in der Schlacht von Crécy durch geschickte Ausnutzung der ihm durch einen Spion verratenen Besonderheiten, welche die Gezeiten der Baie de Somme in Nordfrankreich aufwiesen. Bei der Belagerung Stralsunds durch die Preußen und Dänen 1715 wehte mehrere Tage lang ununterbrochen ein heftiger Westwind, der das Wasser aus den sonst unpassierbaren Sumpfen im Westen der Festung hinaustrieb; so konnten die Belagerer durch das nur einen Meter tiefe Wasser waten und von dieser am wenigsten befestigten Seite her die Festung erstürmen.

Der Erfinder der „Gulaschkanone“. Interessante Mitteilungen über die Entstehungsgeschichte der deutschen Armeefeldküchen, der in den Schüttengräben so bestanden wie in der Heimat nicht minder populären Gulaschkanone mache in der letzten Sitzung des Ulmer Vereins für Mathematik und Naturwissenschaft der Erfinder dieses modernen Kriegsgeräts, Ingenieur Otto Magirus. Er ist Mitbesitzer der bekannten Feuerwehrgerätefabrik von Magirus, die u. a. die bekannten „Ulmer Leitern“, die ausschließbaren Leitungsleitern herstellt. Die Feldküchen sind nach dem Redner noch gar nicht so alt. Sie bewährten sich zuerst auf Seite der Russen im russisch-japanischen Kriege. Veranlaßt durch diese Erfolge erließ nun auch die deutsche Heeresleitung ein Preisauftreiben für die Herstellung einer brauchbaren Feldküche. Die Bedingungen waren ziemlich streng. Die Küche sollte 150 Liter fassen und von einem Pferde fortbewegt werden können, auch auf weichem Boden. Vor allem wurde verlangt, daß die Speisen nicht anbrennen dürften. Von den eingesandten Modellen entsprachen allein den aufgestellten Bedingungen, das von Magirus und das der Herdfabrik Senking in Hildesheim. Die Feldküche von Magirus wog nur 260 Kilogramm, sie war zweirädrig und der aus Reinnickel hergestellte Kochessel lag über der Wagenachse. Er hatte zu beiden Seiten in der Längsrichtung des Wagens lange schmale Vorratskisten, von denen der eine für Wasser, der andere für Brennmaterial vorgesehen war. Die Forderung wegen Nichtanbrennens der Speisen wurde glücklich gelöst durch Verwendung eines Überlafels und Ausfüllens des Zwischenraumes zwischen beiden Kesseln mit 11 Kilo Gläserin. Erst dadurch wurde die Feldküche zu einem gefahrlosen Selbstlocker, der, einmal erhitzt, weiterlocht und die Speisen tagelang warm hält. Magirus konstruierte dann noch ein anderes Modell, das einen größeren Fassungsraum hat und für eine Bespannung mit zwei Pferden bestimmt ist. Auch dieses Modell erfuhr noch verschiedene Abänderungen. In der Folge wurden dann die beiden genannten Firmen mit der Lieferung der Feldküchen für die Armee betraut. Erst nach der Benutzung von 50 Feldküchen im Kaiserfeldzug in Lotaringen im Jahre 1908 galt das Modell als völlig gelungen. Das leere Fahrzeug wiegt jetzt 805 Kilo, das beladenen 1165 Kilo. Bei gefüllten Kesseln steigt das Gewicht auf 1420 Kilo. Die zum Kochen benötigten Zeiten betragen: für Kaffee 1 Stunde, für Fleisch- und Gemüsekonserven 1½ Stunden, für Reis, Grüne, Grieß und Kartoffeln 2 Stunden, für Schweinefleisch 2½ Stunden, für Rind- und Hammelfleisch, Hühnchenfleisch und Graupen 3 Stunden. Verheizen muß man zur Herstellung einer Mahlzeit für 250 Personen und für 70 Liter Kaffee 16 Kilo Holz oder 13 Kilo Kohlen. Zur Ausrüstung der Küche gehören eine Fleischschälmashine, eine Kaffeemaschine, eine Einrichtung zum Rösten von Kaffee und zum raschen Löfnen von Konserverbüchsen sowie ein Brett zum Berkleinern des Fleisches. Dass die Feldküchen sich sehr gut bewährt haben, ist allgemein bekannt, dafür spricht auch die Sehnsucht, mit der ihre Ankunft im Schüttengraben erwartet wird. Was sie für die Gesundhaltung unserer Truppen bedeuten, braucht auch nicht erst dargelegt zu werden. Dass die Bedienungsmannschaften ebenso tapfer den Augen trocken wie die kämpfenden Truppen, das beweist so manche Verlustliste. Bei Beginn des Krieges waren die Feldküchen noch nicht bei allen Truppenteilen eingeführt. Das ist aber nachgeholt worden. In den neun Monaten, die seit Kriegsbeginn verflossen sind, wurde in den Fabriken mit Hochdruck gearbeitet, so daß jetzt wohl die ganze Armee mit der Gulaschkanone versehen ist.